

Anfang Dezember erhält Claire per Post eine Schneekugel – ohne Brief, ohne Absender. Doch sie weiß, dass es sich um eine Botschaft ihres Vaters handelt. Er will sie und ihre Geschwister zu Weihnachten treffen, zu Hause in Le Val, einem kleinen Dorf in den französischen Alpen. Also reist Claire in ihr Heimatdorf – im Gepäck eine Biographie über den Verhüllungskünstler Christo, die sie übersetzen soll, und viele Dinge, über die sie sich klarwerden muss: ihre zerbrochene Ehe, ihre fast erwachsenen Töchter, die sich mehr und mehr von der Mutter abnabeln, das komplizierte Verhältnis zu ihren Geschwistern und die Erinnerung an das dramatische Ereignis, das ihre Familie auseinanderbrechen ließ.

CLAUDIE GALLAY, 1961 im Département Isère geboren, ist eine der populärsten Schriftstellerinnen Frankreichs. Ihr internationaler Durchbruch war der Bestseller »Die Brandungswelle«, der monatelang auf der französischen Bestsellerliste stand, mehrfach ausgezeichnet wurde und in weiteren elf Ländern erschien.

CLAUDIE GALLAY BEI BTB
Die Brandungswelle. Roman
Die Liebe ist eine Insel. Roman
Ein Winter in Venedig. Roman

CLAUDIE GALLAY

Ein Stück
vom Himmel

Roman

Aus dem Französischen von
Michael von Killisch-Horn

btb

Die französische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Une part de ciel bei Actes Sud.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2015

Copyright © Actes Sud, 2013

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: © Barrett & MacKay/Getty Images; mycteria/
Shutterstock; sangaku/Shutterstock; GSerban/Shutterstock

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

MP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74988-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

*Es hängt von dem ab, der vorbeigeht,
Ob ich Grab bin oder Schatz,
Ob ich rede oder schweige.*

Paul Valéry

Montag, 3. Dezember

Es war drei Wochen vor Weihnachten. Ich war mit dem einzig möglichen Zug nach Le Val gekommen, dem um elf Uhr. Alle anderen Haltestellen waren gestrichen worden. Um am Ende ein paar Minuten einzusparen, hatte man mir gesagt.

Wo war dieses Ende? Und wie sah es aus?

Der Zug fuhr über die Brücke und verlangsamte seine Geschwindigkeit in der Kurve. Er fuhr am Hundeheim vorbei. Ich drückte die Stirn an die Scheibe und erkannte die Gitter, die Hundehütten, die Hunde. Weiter hinten das dunkle Sägewerk und die gerade Straße. Gabys Bungalow, Sams Laden, die Briefkästen auf Pfählen, die Autowerkstatt mit den beiden Zapfsäulen und Franckys Bar.

Hundert Meter hinter der kleinen Schule hatte man triste Häuser gebaut. Die Wintersportorte lagen weiter oben, auf anderen Hängen.

Ich nahm meinen Koffer. Zog ihn bis zur Tür.

Le Val-des-Seuls ist weder der schönste noch der entlegenste Ort, nur ein ruhiger Marktflecken an der Route der Skipisten mit Sommerchalets, die ab September schließen.

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein.

Ich betrachtete den Bahnsteig.

Ich fror.

Ich friere immer, wenn ich nach Le Val zurückkomme. Einen Augenblick lang hatte ich schreckliche Lust, im Zug zu bleiben.

Ich bin hier geboren. Ich komme aus einem Bauch und aus diesem Ort. Eine Geburt aus Beckenendlage und ohne einen Schrei auszustoßen. Meine Mutter vergrub meine Nabelschnur im Wald. Sie hat mich dazu verdammt, immer an denselben Ort zurückzukehren und ihn zu fliehen, sobald ich dort bin.

Zweimal im Jahr machte ich mit dem Vater der Mädchen die Reise. Manchmal im Zug, meist mit dem Wagen. Saint-Étienne, Vienne, Lyon, und dann weiter nach Osten, Chambéry, Saint-Jean-de-Maurienne. Wir blieben nie lange, ein paar Tage manchmal in den Ferien, an Ostern oder im schönen Sommer. Tage, für die wir Urlaub opfern mussten, aber wir wollten, dass die Kleinen das Land kennenlernen, dass sie Yvon, Gaby und die Göre treffen. Dass sie eine Ahnung vom Boden, vom Blut bekommen. Und von der Familie.

»Sobald ich die Gipfel sehe, verkrampft sich mein Herz«, sagte ich zum Vater der Mädchen. Ich hielt stets fünf Minuten am Ortsschild an, immer in derselben Kurve, im Schatten, hinter der Kapelle. Die Hand auf dem Schild. Ich brauchte frische Luft. Tief den kalten Wind einatmen, die Augen zum Himmel erhoben, die Füße im Graben.

Ich hielt auch auf der Rückfahrt. Die gleiche Stelle. Auf der anderen Seite.

Letzten Sommer war ich allein hier.

Der Zug hielt am Bahnsteig. Ein Bahnhof ohne Schalter. Die Fenster waren mit Leichtbausteinen zugemauert.

Philippe erwartete mich. Sein Wildhüter-Anstecker glänzte am Revers seiner Jacke. Sein Gesicht war kreuz und quer von Falten durchzogen, sein Haar war strubbelig, er trug einen Dreitagebart und hatte ein paar Kilo zu viel.

Philippe ist mein Bruder.

Außer ihm war niemand da.

Gegenüber, auf dem anderen Bahnsteig, ebenfalls niemand.

»Wie geht's?«

»Ganz gut.«

»Nicht zu lang?«

»Nein.«

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Er fuhr weiter nach Modane, hinter der Grenze, und Bardonecchia.

Ein weiterer würde in vier Minuten kommen. Richtung Chambéry. Er würde nicht anhalten.

Philippe wollte, dass wir auf Gaby warteten. Wir setzten uns auf eine Bank. Die Uhr über der Tür hatte nur einen Zeiger, der Minutenzeiger hatte sich gelöst und lag auf dem gewölbten Boden des Zifferblattes.

Die Glaskugel befand sich in meiner Tasche, ich holte sie heraus und drehte sie in meiner Hand. Eine Schneekugel, wie sie für Touristen hergestellt wird, gefüllt mit Wasser und künstlichem Schnee und einem Schaukelpferd darin. Während der Fahrt hatte ich sie auf das Tischchen gestellt, die Stöße des Zuges hatten die Flocken in der Kugel tanzen lassen.

Philippe warf einen Blick darauf.

Diese Glaskugel hatte Curtil mir geschickt. Ich hatte sie vor acht Tagen bekommen, in Saint-Étienne.

Philippe hatte seine hier bekommen, Gaby ebenfalls.

Er hatte mich angerufen: »Hast du sie bekommen?« – »Ja. Was hast du vor?« – »Was soll ich tun?«

Ich war gekommen. Sofort. Sehr schnell. Was hatte ich erwartet? Dass Curtil da wäre, mit ausgebreiteten Armen?

Curtil ist unser Vater.

Wir nennen ihn so, wenn wir zusammen sind. Wenn ich an ihn denke, nenne ich ihn ebenfalls so. Er wollte uns sehen. Wir wussten nicht einmal mehr, wo er wohnt. Eine Absteige etwas linkerhand von Nantes, sagte er. Gut möglich, dass er

nie in Nantes gewesen war und das nur Träume, Geschichten sind.

»Warum will er uns sehen?«, fragte ich.

»Keine Ahnung.«

»Er hätte anrufen können.«

»Du weißt ja, er und das Telefon ...«

»Man könnte meinen, er zitiert uns zu sich.«

Philippe zuckte die Achseln.

»Das hat er doch immer getan.«

»Was, glaubst du, will er uns sagen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht will er uns einfach sehen.«

Ein Auto näherte sich, die Reifen in den Pfützen, Kiesgeräusch und die Motorhaube des Volvos.

Gaby kam auf uns zu, sie trug ihre unvermeidliche Pelerine, einen groben Wollmantel, den sie von November bis Ende April anhatte.

Etwas gebeugt schlurfte sie zu uns.

Sie rieb meinen Kopf zur Begrüßung.

»Alles okay?«

»Alles okay.«

Sie musterte meinen Koffer, die Aufkleber, die Computertasche, die daneben stand.

Sie setzte sich zwischen uns.

»Ich hatte nicht geglaubt, dass du kommst.«

Ihre Stimme war heiser. Das war seit dem Brand so, ihre Lungen piffen, ihr Hals kratzte die Töne, riss ihnen die Oberfläche ab, es klang wie ein Reibeisen, rau, als kämen ihre Worte ohne Vokale aus.

Sie stellte die Einkaufstasche zwischen ihre Füße. Darin ein Arbeitskittel und Pantoffeln. Sie zeigte mir ihre Glaskugel, in ihrer war Nizza mit ein paar blauen Wellen, in denen ein Delphin schwamm.

Philippe sagte nicht, was in seiner war. Er starrte auf die Gleise.

Die vier Minuten verstrichen. Der Zug kam. Er fuhr langsam vorbei. Hinter den Fensterscheiben dösten Reisende. Manche sahen uns an, ohne zu lächeln.

»Wenn es nach mir ginge«, sagte Gaby, »würde ich sie hinterherlaufen lassen, um ihnen etwas Frohsinn beizubringen.«

Wir folgten dem letzten Waggon mit den Augen.

Nachdem der Zug vorbeigefahren war, sprangen die Hühner auf das Gleisbett, scharrtten im Kies und pickten mit den Schnäbeln im Moos.

Gaby holte Brot aus ihrer Tasche und warf den Hühnern Krumen zu. Die Vögel rangelten sich um die Brocken. Sie stellten sich ungeschickt an. Wenn Gaby zu weit warf, fanden sie die Krümel nicht und pickten ins Leere, die runden Augen zum Himmel erhoben, dann kamen sie wieder in Bewegung und folgten den Gleisen. Sie waren zu sechst, gefolgt von einer mageren, die sich abseits hielt.

Gaby beobachtete sie.

»Ich weiß nicht, ob es am Gras liegt, das zu hoch ist ... oder ob sie kein Gedächtnis haben ... man könnte meinen, sie haben vergessen, was sie suchen.«

Hinter der Mauer war Geflüster zu hören. Unterdrücktes Lachen. Ich drehte mich um. Das waren die Söhne des Onkels, drei arme Teufel, die ohne Kinderstube aufwuchsen. Der Älteste war keine elf. Dieser Bahnhof war ihr Revier, sie hatten sich einen kaputten Waggon auf dem stillgelegten Gleis eingerichtet.

Philippe holte Karamellbonbons aus seiner Tasche. Weiche, in durchsichtiges Papier eingewickelt.

»Was machen wir?«, fragte ich.

»Was sollen wir deiner Meinung nach machen?«

»Wir warten«, sagte Gaby.

Philippe gab uns Karamellbonbons.

»Wie lange kannst du bleiben?«

»Ich habe Zeit ... aber ich habe nicht vor, Weihnachten hier zu verbringen.«

Er nickte.

Er hatte begriffen.

Mit dem Messer zerteilte er das Karamellbonbon, das noch auf der Bank lag. Er achtete darauf, es in gleiche Teile zu schneiden.

»Wie lange haben wir ihn nicht gesehen?«

»Drei Jahre.«

»Drei Jahre und fünf Monate«, präzisierte Gaby, »seit Mamas Beerdigung.«

»Er muss alt geworden sein.«

»Er war vor drei Jahren schon alt.«

»Wir wirken alle gealtert, wenn wir einen Verstorbenen begraben müssen.«

Nach der Beerdigung unserer Mutter hatte Curtil uns gesagt, er würde mal kurz weg sein. Wir waren das gewohnt. Bereits als wir noch Kinder waren, hatte er uns immer wieder verlassen. Wir blieben dann wochenlang ohne Nachricht von ihm. Und dann, eines Morgens, brachte der Briefträger unserer Mutter eine Glaskugel mit einer Plastiklandschaft im Innern. »Curtil kommt zurück«, sagte sie nur. Sie sagte nicht euer Vater, sie sagte seinen Namen, Curtil. Manchmal sagte sie auch nichts, aber wir sahen die Kugel auf dem Tisch, mehr brauchten wir nicht, um zu begreifen.

Die Kugel kündigte seine Rückkehr an. Es war eine Frage von Tagen. Unsere Mutter bereitete sich dann für ihn vor, sie

öffnete ihre Schränke, holte ihre Kleider heraus, wählte das schönste. Sie lackierte ihre Fingernägel, ein wunderschönes Rot, das sie im Supermarkt kaufte und das sie ihr »Chanel« nannte.

Jeden Morgen backte sie einen Kuchen. Immer den gleichen. Mit Schokolade.

Sie sagte, das sei Curtils Lieblingskuchen.

Jeden Morgen machte sie einen neuen und überließ uns den vom Vortag.

Nur diesen.

Manchmal verzögerte sich jedoch Curtils Rückkehr, und wir konnten diese ständigen Kuchen nicht mehr sehen und verschenkten sie an Freunde. Hunde. Bettler. Und wenn auch diese sie nicht mehr wollten, stellten wir sie nach draußen, aufeinandergeschichtet an die Mauer. Ich schaute zu, wie sie verschimmelten. Ich habe nie etwas Merkwürdigeres gesehen als diese dunklen Kuchen, die sich im Laufe der Zeit mit Schimmel überzogen. Nach und nach verwandelten sie sich, verschmolzen miteinander, wurden zu einem einzigen großen Kuchen, einer lebendigen Pyramide, die in sich zusammensank, zusammenfiel und schließlich über den Boden kroch und am Ende mit der Erde eins wurde.

Jeden Tag entfernte unsere Mutter, nachdem sie den neuen Kuchen in den Ofen geschoben hatte, den alten Lack auf ihren Fingernägeln und überzog jeden Nagel mit einer neuen Schicht. Der Geruch des Nagellackentferners drang durch das ganze Haus und vermischte sich mit dem süßeren der Abfälle im Mülleimer.

Unsere Mutter wartete. Kümmerte sich nicht mehr um uns. Das konnte tagelang dauern, je nachdem. Manchmal waren es Wochen.

Und Curtil kam.

Er kam immer.

Ich weiß nicht, ob er diesen Kuchen jemals probiert hat. Manchmal beobachtete ich ihn, wenn er in der Küche war. Am Tag seiner Rückkehr und auch am Tag danach. Ich habe ihn nie auch nur ein Stück essen sehen. Heute denke ich, dass diese Vorliebe nur im Kopf unserer Mutter existierte und dass das Vergnügen, das es ihr bereitete, diesen Kuchen für ihn zu backen, genügte, um sie in dieser Idee von der Vorliebe unseres Vaters für den Kuchen zu bestärken.

Wenn Curtil zurückgekommen war, ging das Leben weiter. Solange er im Haus war, blieb die Kugel auf dem Tisch. Sie konnte lange dort stehen, so dass ich manchmal dachte, er würde nie mehr fortgehen.

Und dann, eines Tages, ging er wieder fort.

Er ging immer fort.

Unsere Mutter entschuldigte ihn mit den Worten: »Das sind die Dämonen, die ihn zwingen!«

Sie nahm dann die Kugel vom Tisch und verbannte sie in ihr Zimmer zu den anderen.

Auf der Küchentischdecke blieb ein runder Staubbrand zurück, ein etwas klebriger Kreis, den wir nicht berührten. Ich kann mich nicht erinnern, ob unsere Mutter es uns verboten hatte oder ob wir selbst es uns versagten.

Mit der Zeit verschwand dann die Spur.

Philippe setzte mich bei meiner Unterkunft ab, er hatte noch zu tun, und Gaby wollte schlafen.

Francky hatte den Schlüssel hinter dem Fensterladen gelassen. Eine Zweizimmerwohnung, die an die Werkstätten des Sägewerks grenzte, elektrisch beheizt. Ich legte den Koffer auf das Bett. Den Computer.

Die Glaskugel.

In meiner Tasche das dicke Buch über Christo, das ich zu übersetzen hatte. Eine achthundert Seiten dicke Biographie, ein Künstler der amerikanischen Land Art. Das Buch ähnelte einer auf Dünndruckpapier gedruckten Bibel.

Der Stromzähler befand sich in einer Nische in der Mauer. Leitungen hingen herab, die Steckdosen waren schwarz. Doppelbett, Sprungfedermatratze, dicke Daunendecke, in einer Ecke des Zimmers. Darüber ein geweihter Buchsbaumzweig, seine vom Staub weißen Blätter waren wohl vom fernen Palmsonntag übriggeblieben.

In den Wandschränken fanden sich noch ein paar Lebensmittel.

Der Boden war mit grünem Teppichboden bedeckt. Die Zwischenwände waren dünn, ich vernahm die Geräusche der Werkstatt nebenan bis hierher. Ich hatte das Gefühl, die Maschinen befänden sich in meinem Zimmer, samt Brettern, Sägen, Motoren und Männern.

Ich ging hinaus.

Ein mit Bauholz beladener Laster fuhr über die Straße und ließ die Wände erzittern, Weihnachtsgirlanden blinkten in der Fahrerkabine. Ein anderer Laster rangierte vor dem Sägewerk, seine Räder zerquetschten die Rinden, und er leerte die mit Sägemehl gefüllte Ladefläche am Ende des Weges aus.

Ich überquerte die Straße.

Vor dem Tante-Emma-Laden warteten Frauen, sie starrten mich an. Eine beugte sich vor und flüsterte den beiden anderen etwas zu. Diese nickten immer wieder, während sie zuhörten.

Der Laden befand sich unmittelbar neben der Tankstelle. Daneben die kleine Autowerkstatt. Auf dem Parkplatz Autos.

Ich ging zu Franckys Bar. Ein Vordach, ein Holzschild, *La Lanterne*. Es gab andere Bars im Tal, doch diese war die

älteste und nach Meinung aller auch die schönste. Das Schild quietschte, sobald etwas Wind aufkam, also fast immer.

Ich öffnete die Tür.

Es war die sich träge hinschleppende Tageszeit, die schlimme, die des mittleren Nachmittags. Männer leerten ihre Gläser, ins Leere starrend, mit unnahbaren Blicken. Sie drehten alle den Kopf, als ich eintrat. Da waren Kuhhirten, die für Buck arbeiteten, Alte und ein paar andere Typen. Manche erkannten mich. Man erachtete mich eines grüßenden Kopfnickens für würdig.

La Lanterne, das waren drei große, lange Räume und ein undefinierbarer Geruch, eine Mischung aus Bier und Tabak, die sich in der feuchten Wolle der Pullover festsetzte. Der dritte Raum diente den Holzfällern als Kantine. Wenn Francky guter Laune war, stellte er im Sommer Tische auf die Terrasse.

Das Schild *Réception* über dem Tresen stammte noch aus der Zeit, als die Bar auch Stundenhotel gewesen war.

Ich wählte einen Platz an der Glasfront.

Diego döste vor sich hin, eine Hand auf einem Wischlappen, die andere auf einem Puzzle aus winzigen Teilen, das den ganzen Tisch vor ihm bedeckte. Es war seine Pause. Sein Küchenhilfe-Kittel hing an einem Nagel. Er öffnete ein Auge einen Spalt. Als er mich erkannte, hob er die Hand und winkte mit dem Tuch.

Francky berührte meine Schulter.

»Freut mich, dich zu sehen, Carole ...«

Von Francky hatte ich die Wohnung gemietet.

Er fragte mich, ob ich eine gute Reise gehabt hätte, ob mit der Wohnung alles in Ordnung sei, ob ich irgendetwas brauche, ich sagte ihm, es sei alles okay, ich hätte Hunger, und er machte mir ein Sandwich.

Er hatte einen Computer in das Regal nahe dem Tisch, auf dem Diegos Puzzle lag, gestellt. Über der Tür ein Schild, Kos-

tenloser Internet-Zugang. Das war neu. Er sagte mir, wegen der Berge funktioniere das nicht jeden Tag, und deswegen hatte er vor *Kostenloser* das Wort *Unregelmäßiger* hinzugefügt.

Es gab eine Jukebox. Für ein paar Cent konnte man Jetons kaufen und sich alte Platten vorspielen lassen. Ich kannte die Codes auswendig, E4 war Nino Ferrer, *Le Sud*, das Lieblingslied des Vaters der Mädchen.

Ein gewaltiger Hirschkopf hing darüber, staubbedeckt.

An der Scheibe klebte ein Plakat: Wagenumzug am 21. Dezember! Seit 1884 war das eine Tradition, man feierte die Wintersonnenwende. Die längste Winternacht des Jahres. Jedes Viertel präsentierte seinen Wagen im Wettbewerb mit den anderen, es würde denjenigen von Le Val-des-Seuls geben und die der benachbarten Gemeinden.

»Isst du heute Abend hier?«, fragte Francky.

»Nein, ich bin fix und fertig, ich gehe früh ins Bett.«

Am Telefon hatte ich ihm gesagt, dass ich eine Woche bleiben würde. Vielleicht länger.

Curtil hatte mich in diese Bar mitgenommen, ich war ein paar Stunden alt gewesen, er hatte mich auf den Tresen gestellt, um mich allen vorzustellen. Ich war seine erste Pisserin, seine Sonne, sein Azur! Er hatte allen eine Runde spendiert. Hatte mich mit Wein getauft, auf seine Weise, ein Tropfen Rotwein, der meinen Magen beschwert hatte, um mich an die starken Sachen zu gewöhnen, hatte er gesagt.

Er hatte so viel getrunken, dass er am Tisch eingeschlafen war. Franckys Vater hatte mich zu meiner Mutter zurückgebracht.

Philippe war bereits geboren. Gaby kam nach mir. Ich war zwischen den beiden.

Ich habe Bars immer geliebt.

Ich habe das von ihm.

All das ging mir durch den Kopf, während ich mein Sandwich aß. Anschließend spielte ich dreimal hintereinander *Le Sud*. Beim dritten Mal richtete Diego sich auf, er sah aus wie der riesige Indianer, der mit Nicholson in *Einer flog über das Kuckucksnest* gespielt hatte.

Ich entschuldigte mich.

Ich kehrte zu meinem Tisch zurück.

Francky brachte mir eine frische Blaubeermilch in einem großen Limonadenglas. »Ein Geschenk des Hauses!«

»Dann stimmt es also, was man sich erzählt?«, fragte er, während er mit dem Lappen über den Tisch wischte.

»Was erzählt man sich?«

»Dass er zurückkommt.«

Ich nickte.

Ich rührte mit dem Strohalm im Glas und genoss saugend den wohlschmeckenden, frischen Geschmack der Milch und der Blaubeeren.

Ich spähte auf die Straße.

Am Ende ihres Lebens, im Heim, hatte meine Mutter auch den Asphalt angestarrt. Der Briefträger kannte sie, er gab ihr ein *Gratuit*, und sie behielt es auf den Knien und glättete das Papier mit der flachen Hand. Mit der Zeit wusch ihre schweißige Handfläche die schwarze Tinte ab.

Die Krankenschwestern sagten, es täte ihr gut zu warten.

Bei manchen Kranken sei das Warten besser als alles andere.

Ich kehrte in meine Unterkunft zurück. Ich packte meinen Koffer aus. Es dämmerte, und der Schulbus hielt vor dem Haus. Die Türen zischten, und Jugendliche stiegen aus. Die

Jugend von Le Val. Sie zerstreuten sich rasch. Ich erkannte die Göre mit ihrer peruanischen Mütze, sie entfernte sich in Richtung Bungalow.

Ich fand Decken. Kopfkissen. Einen Fernseher gab es nicht. In einem Wandschrank entdeckte ich ein altes Transistorradio, ein Batteriegerät, die Sender stellte man ein, indem man ein Rad drehte, das einen Zeiger bewegte. Die Antenne war verbogen, auf dem Kühlschrank empfing sie Nostalgie und Culture, in der Nähe der Tür RTL.

Ich ging hinaus und füllte eine Tüte mit Sägemehl, die ich Gaby brachte.

Ihr Bungalow war eine klapprige Konstruktion, zwischen der Straße und dem Fluss gelegen. Eine Hütte aus Blech, verstärkt mit Brettern, die zahlreichen Wintern getrotzt hatte. Gaby warf nichts weg. Draußen türmte sich alles Mögliche, übereinandergestapelte Kartons, ein Buffet, ein Fahrrad, Kästen mit Werkzeug, ein alter Fernseher. Einige Gegenstände wurden mit großen braunen Planen vor der Witterung geschützt. Der Rest war dem Regen ausgesetzt. Ein schmaler Durchgang erlaubte den Zugang zur Tür.

Über drei Stufen aus Leichtbausteinen gelangte man ins Haus.

Als ich ankam, saß die Göre draußen auf einem der Sitze der Schaukel. Siebzehn, smaragdgrüner Blick und kleiefarbene Wangen, das einzige blonde Mädchen des Marktfleckens. Sie grub in einem Kürbis und riss das Fruchtfleisch heraus, eine klebrige Masse, die weiße, flache Kerne umhüllte.

Die Göre war weder Gabys noch Ludos Tochter. Als ich sie zum ersten Mal gesehen hatte, hatte sie gerade Laufen gelernt. »Ich passe auf sie auf, während ihre Mutter arbeitet«, hatte Gaby gesagt.

Im Jahr darauf war die Göre immer noch da.

Und im Jahr darauf auch.

Ein Mädchen mit einem so blassen Teint fiel hier auf. Ich hatte es wissen wollen, hatte mehrfach Fragen gestellt, aber Gaby hatte ausweichend geantwortet. Und Philippe hatte auch nicht mehr dazu gesagt. Das hatte mich lange Zeit genervt. Eines Sommers hatte Gaby verraten, die Mutter der Göre habe ihr diese eines Morgens vor die Tür gelegt und sei nie zurückgekommen, um sie zu holen. »Was ausgesetzt wird, gehört dem, der sich darum kümmert. Und ich kümmere mich um sie.«

Und dieses Fazit, kurz und bündig, hatte ihr genügt, eine Mutter, die ihr Kind aussetzt und nicht wiederkommt.

»Ich bringe Sägemehl«, sagte ich zur Göre und deutete auf die Tüte.

Sie hob den Kopf.

Gaby tauchte aus der Dunkelheit auf. Hinter dem Bungalow lagerte ein Haufen Müll, den sie mit einer Harke sortierte. Fünf nebeneinander eingerammte Pflöcke, ein angefangener Zaun. Daneben noch der Hammer und eine Schachtel mit Nägeln.

Gaby kam zu mir und steckte die Hand in die Tüte.

»Sägemehl, das nicht vom Regen nass geworden ist«, murmelte sie lächelnd.

Eine große rote Plane auf dem Dach hatte sich gelöst und knatterte im Wind.

»Du solltest hinaufklettern, um das Plastik wieder zu befestigen«, sagte Gaby zu der Göre gewandt.

Die Göre zuckte die Achseln.

»Da musst du Diego bitten.«

»Wir können nicht wegen allem Diego bitten.«

Gaby ging zur Tür. Sie deutete auf die dunkle Öffnung.

»Kommst du fünf Minuten rein?«

»Nein, ich gehe zum Fluss.«

Sie schlug ihre Stiefel gegen die Stufen, damit die Erde abfiel. Schob die Tüte ins Innere.

Draußen war ein Sofa aus Kunstleder dem Regen ausgesetzt, obwohl es unter dem Vordach stand.

»Würdest du mir helfen, es hineinzubringen?«

Es war kein großes Sofa, aber die Tür war schmal.

»Es wird nicht durchpassen, sage ich dir.«

»Letztes Jahr mit Ludo hat es durchgepasst.«

Ich hob es auf der einen Seite hoch und sie auf der anderen. Die ersten Versuche scheiterten. Wir mussten es noch mal versuchen. Als wir das Sofa drin hatten, stellten wir es vor den Fernseher. Es berührte das Bett. Das Kopfende war eingeklemmt. Rechts der Tisch. Die drei Stühle. Der Kühlschrank, die Spüle mit der Kaffeemaschine, das zweite Fenster verrammelt. Zu nah, sie würden sich die Augen verderben.

»Nächstes Jahr lässt du es draußen und kaufst ein kleineres«, sagte ich, während ich die Kissen zurechtrückte.

»Es ist fast neu.«

»Fast, ja ...«

Eine Sauerstoffflasche stand in der Ecke des Zimmers. Daneben eine Maske.

Hinten die Käfige.

Sechs Käfige mit Eichhörnchen darin. Dreimal pro Jahr rasierte Gaby ihren Schwanz. Aus den Haaren machte sie Pinsel, die sie im Laden des alten Sam verkaufte.

Gaby kam näher. Wir betrachteten die Eichhörnchen.

Wir wussten nicht so recht, was wir sagen sollten. Ich ging wieder hinaus. Die Stelle, wo das Sofa gestanden hatte, war jetzt leer.

Das Hundeheim der Baronin lag, nicht weit davon entfernt, wie eingequetscht zwischen der Eisenbahnlinie und der

Straße. Der Wind, der aus dem Westen blies, trug das Bellen der Hunde heran.

Ich blickte auf meine Uhr. Zu spät für den Fluss. Die Göre war mit ihrem Kürbis fertig, sie schnitt die letzten Zacken heraus und stopfte das Innere mit Zeitungspapier aus.

Auf der anderen Seite beobachteten uns die Söhne des Onkels. Ihren Gesichtern war die Verwandtschaft anzusehen, sie glichen einander aufs Haar. Die beiden Älteren trugen das Hemd offen, ein Aussehen wie James Dean, zotteliges Haar und eine rebellische Stirn. Der Kleine hieß Marius. Er wirkte irgendwie anders. Zarter. Er hatte den Oberkörper eines kleinen Kindes, Arme wie Flügel, große Augen und einen fast kahlen Schädel.

Sie lebten gegenüber, in einem einfachen Haus mit einem Hof, auf dem kein Rasen wuchs. Ihre Mutter war eine merkwürdige Frau. Wenn sie sprach, senkten sich ihre Lider, sie wieder zu heben, kostete sie eine ziemliche Anstrengung, das ganze Gesicht verkrampfte sich dabei, und trotzdem schlossen sich die Lider immer wieder. Manchmal musste sie sogar mit den Fingern nachhelfen.

Sie war die zweite Frau des Onkels. Sehr viel jünger als er. Man erzählte, sie habe den Brautschleier der ersten Frau zerschnitten und daraus die Vorhänge für die Fenster genäht.

Die drei Jungs entstammten dieser zweiten Ehe.

Wir beobachteten uns. Aus der Ferne. Wir redeten nicht miteinander. Dabei sind sie immerhin unsere Cousins, da der Onkel Curtils Bruder ist.

Ich ging die Straße hinauf. Ich spürte ihre Blicke in meinem Rücken. Die roten Neonlichter spiegelten sich auf dem öligen Asphalt an der Tankstelle. Als ich das Schild erreicht hatte, drehte ich mich um. Die Göre hatte das Feuer im Inneren ihres Kürbisses angezündet. Im Halbdunkel erkannte ich den Bun-

galow, das flammende Lachen des Teufels und die Jungs des Onkels, die wie drei vertrocknete Bäume auf der anderen Straßenseite standen.

Zurück in meiner Unterkunft, wollte ich Kathia anrufen, doch das Netz war schwach. Kathia ist die Sekretärin der Behindertenwerkstatt, in der ich arbeite, und sie ist auch meine beste Freundin. Ich versuchte es mit einer SMS.

Ich schüttelte die Glaskugel und betrachtete den fallenden Schnee.

Die Straße durch die Kugel.

Die Bäume.

Die Laternen.

Ich bin Kochlehrerin in Saint-Étienne, Spezialgebiet Pâtisserie. Nicht verbeamtet. Meine nächste Vertretung war für die Zeit vom 7. bis 15. Januar vorgesehen, danach eine längere vom 24. Januar bis Ende Mai.

Bis dahin hatte ich nichts. Deswegen übersetzte ich in der Zwischenzeit Christo. Jeden Morgen hatte ich mich an die Arbeit gesetzt, Kapitel für Kapitel, noch ein Monat, und ich wäre fertig, das hatte ich mir vorgenommen, weitermachen, während ich auf Curtil warte, und nach Saint-Étienne zurückkehren.

Pierre Doxel hatte mir diese Übersetzung angeboten, ein Freund des Vaters der Mädchen, Verleger in Clermont-Ferrand. Er hatte mich eines Abends spät angerufen, sein Übersetzer habe ihm gerade abgesagt, um nach Varanasi zu fahren... Varansi, stell dir das mal vor, nichts als Tote und Leprakranke dort!

Er hatte mir erklärt, Christo, die Land Art, die Schleier, die Stoffe, ein Typ, der Monumente verhüllt und in der ganzen Welt berühmt wird. Willst du dich da nicht dranmachen?

Mich an was dranmachen? Wenn du ja sagst, rettetest du mir das Leben!

Ich hatte bislang noch nie jemandem das Leben gerettet. Ich übersetzte ihm die ersten Kapitel, er überwies mir einen großzügigen Vorschuss und bat mich weiterzumachen.

Wenn ich gerade keine Vertretungen habe, suche ich mir kleinere Jobs und warte, bis man mich ruft. Ich spreche perfekt Englisch, meine Mutter wollte, dass ich zwei Sprachen beherrsche, sie sagte, früher oder später würde mir das helfen, das würde mir neue Welten erschließen. Dank ihr habe ich Hunderte von Gebrauchsanweisungen für Staubsauger, Roboter, Bohrmaschinen übersetzt, Anleitungen, gedruckt auf dünnem Papier und zusammengefaltet, die man ganz unten in den Kartons findet. Ich hatte die Montageanleitung einiger Ikea-Möbel übersetzt und die Dosierung der kosmetischen Produkte, Sanoflore, die drei Zeilen auf der Rückseite des blauen Flacons, das bin ich, *Organic ancient rose floral water. Clarifying toner for her face. Revitalized and radiant skin. Suitable for sensitive skin.*

Ich habe am Fließband gearbeitet, in einer pharmazeutischen Fabrik, acht Stunden habe ich Vignetten auf die Medikamentenschachteln geklebt. Ich war auch Hilfskraft in einer Froschaufzucht. Zu sensibel für diese Tätigkeit, steckte ich die Amphibien jedoch in meine Taschen, um sie in die Tümpel zurückzubringen.

Zum Schluss war das Gedächtnis meiner Mutter auch Land Art. Ganze Teile ihres Lebens wurden vom Vergessen umhüllt. Sie wanderte durch die Gänge, weiße Wände, weiße Fußböden, makellostes Steingut und Krankenschwesternkittel, ich kaufte ihr einen knalligen Morgenrock, damit sie uns nicht verloren-ging. Seidenstoff, ein wahres Feuerwerk an Farben! Wir haben

sie trotzdem verloren. Für immer eingeschlafen am Stadtrand von Grenoble, im Schatten eines Baumes auf der zwölften Parzelle an der Hauptallee eines Friedhofs, dessen Namen ich ständig vergesse.

Dienstag, 4. Dezember

Ein Sauwetter am frühen Morgen. Die Augen noch nicht offen, quälte ich meine Beine aus dem Bett. Ich stellte den Thermostat der Heizkörper höher. Von der Fahrt hatte ich noch Kekse übrig und einen Rest Kaffee im Wandschrank.

Ich verschob den Tisch, um ihn vor das Fenster zu stellen. Ich wollte bei der Arbeit die Straße sehen können, ohne mich bewegen zu müssen, nur, indem ich den Kopf hob.

Ich begann ein Kapitel zu übersetzen.

Ich sah Gaby vorbeifahren, ihr vorgebeugtes Profil im Volvo. Sie arbeitete im *Edelweiss*, einem Berghotel drei Kilometer entfernt am Ufer des Sees. Komfortabel. Funktionell. In dem Urlauber und Handelsvertreter übernachten, die zwischen Grenoble und Turin unterwegs sind.

Gaby ist Zimmermädchen. Sie arbeitet vormittags. Die Direktion stellt ihr einen Kittel, sie muss ihr Haar sauber halten, man zwingt sie nicht, es abzuschneiden, sie muss es lediglich zusammenbinden.

Jean kam ein paar Minuten nach sieben, er ging über den Erdwall zu den Werkstätten. Er trug eine dunkle Jeans und ein dickes kariertes Jackenhemd. Ich hatte ihn letzten Sommer kaum gesehen. Und im Sommer davor auch nicht. Ich wartete einen Augenblick, ich dachte, er würde wieder herauskommen.

Um zehn machte ich eine Pause. Ich presste eine Orange über einem Glas aus.

Ich trank den Saft.

Auf dem Buffet lagen Zeitungen vom Frühjahr mit Artikeln, in denen davon die Rede war, dass der Bürgermeister die narbenartige Spur der Lawine in eine Skipiste verwandeln wollte. Die erste von Le Val. Eine Abfahrt, die beim Steinhügel von Maldavie anfangen und am Bauernhof von Buck enden würde. Es war die Rede von Skiliften, von einem Skiverleih und mehreren modernen Hotels. Le Val würde mit den anderen Dörfern konkurrieren, wachsen und eines Tages ein richtiger Wintersportort werden können. Ein Sommer hatte genügt, dass alle sich schließlich einverstanden erklärten, diesen erstaunlichen Plan Realität werden zu lassen.

Von der Schwelle aus konnte ich den Korridor, den die Lawine hinterlassen hatte, sehen, ein zweihundert Meter breiter und viertausend Meter langer Schmiss, der Hunderte von Bäumen niedergemäht hatte und im Fluss endete. Ein Abgang, der, wie es hieß, auf die Temperaturabweichung der Tage zuvor zurückzuführen war, das Wasser war unter den Schneemantel gedrungen, Platten hatten sich gelöst, waren vertikal hinuntergestürzt und hatten Erde und Asphalt mit sich gerissen.

Die Kellnerin von Francky wohnte in einer Wohnung über der *Lanterne* mit grauen Fensterläden und einem eisernen Geländer.

Um elf trat sie auf ihren Balkon und schüttelte ihre Laken aus.

Ich kaufte ein paar Vorräte in dem kleinen Tante-Emma-Laden, Kaffee, Zwieback, Marmelade ... Was den Rest betraf, so war ich entschlossen, zum Essen in die *Lanterne* zu gehen.

Der Besitzer legte meine Einkäufe in einen Karton.

»Ich freue mich, Sie bei uns zu sehen ... Bleiben Sie bis Weihnachten?«

Die Kunden in den Gängen blickten auf, spähten nach meinen Einkäufen und warteten darauf, dass ich etwas sagte.

Ich erwiderte, dass ich nur ein paar Tage bliebe.

Ich brachte meine Einkäufe nach Hause.

Es war schönes Wetter.

Ich nahm das Buch. Es war schwer. Ich wollte draußen in der Sonne lesen. Ich dachte daran, Seiten herauszureißen. Nur mit denen des aktuell zu übersetzenden Kapitels hinauszugehen.

Es war Angeltag an der Feule. Ich ging zu der Stelle, wo die Angler ihre Angelruten ausgeworfen hatten. Der Fluss machte eine Biegung und stürzte sich unter die Brücke. Die Korken trieben. Die Nylonschnüre verloren sich in den Reflexen. Man starrte mich an, weil ich mit einem Buch draußen war. Und auch, weil ich Curtils Tochter war.

Die Feule ist ein schöner, aber kein einfacher Fluss. Sie kann Wutanfälle bekommen, aber auch todlangweilig sein. Einmal, als das Tauwetter eingesetzt hatte, hatte ich gesehen, wie sie den Kadaver einer Kuh mit sich geführt hatte, ein schweres Tier mit aufgeblähtem Bauch, das der Schnee freigegeben hatte. Im Sommer drauf hatte ich es auf dem Trockenen liegen gesehen, zusammen mit Forellen, die im Schlamm steckten, und Fischen auf seinem Bauch, die die Leere schlürften.

Ich las, den Rücken der Sonne zugewandt. Ein paar Zeilen schilderten den unendlichen Kummer, der Christo beim Tod seiner Mutter übermannt hatte. Der Maler hatte tagelang geweint, ohne sich beruhigen zu können. Dieser Kummer, der unermesslich zu sein schien, hatte seine Frau verwirrt. Sie hatte Christos Vater angerufen. Der alte Mann hatte ihr anvertraut: »Christo trauert nicht um die alte Dame, die gestorben ist. Christo trauert um die junge Frau, seine Mama, als er ein kleiner Junge war.«

Ich las den Satz noch einmal. Halblaut. Mehrmals. Um wel-

che Mutter hatte ich getrauert, als Mama starb? Um die Mama, die mir, als ich noch keine sechs war, Geschichten erzählt hatte? Nur um sie? Oder um die alte Dame? Oder doch um die andere, die vom Tag des Brandes? Oder um diejenige, die das Warten auf Curtil zu einem wesentlichen Bestandteil ihrer Liebe gemacht hatte? Um welche Mutter? Um die fröhliche Mutter, die in der alten Dame verborgen war?

Die Bahnlinie führte über hundert Meter am Fluss entlang. Ich schob einen Grashalm als Lesezeichen zwischen die Seiten.

Ich ging zur Brücke. Unter ihr gab es in den Strudeln eine Forellentreppe.

Diego angelte in der Mitte, die Beine in Anglerstiefeln. Wenn er Zeit hatte, kam er her, um seine Angel in die Feule zu tauchen. Die Strömungen rissen seine Angelschnüre und die Korken mit sich.

Die Pfeiler, die sich auf das Ufer stützten, waren von Gestrüpp überwuchert, Zäune versperrten den Weg, ein Hindernis aus Beton, eine mit Graffiti besprühte Platte. Um an das andere Ufer zu gelangen, musste man mutig sein und es wagen, diese Brücke zu überqueren, oder den Umweg über eine andere weiter südlich nehmen.

Hochwasser hatte die erste, in den 1880er Jahren errichtete Brücke weggerissen. Man hatte eine zweite, modernere gebaut. Aus Stahl. Ebenfalls weggerissen. Diese war mit Rost bedeckt, man nannte sie Pont-Rouge, sie schälte sich wie ein Aussätziger. Ich kratzte am Pfeiler und nahm unter meinen Fingernägeln etwas von der ursprünglichen silbergrauen Farbe mit.

Vom Fluss zurückgekehrt, schaute ich bei Gaby vorbei, doch sie war nicht da. Ich ging in die *Lanterne*. Ich öffnete die Tür. Die Gespräche hörten abrupt auf, als ich eintrat, die Köpfe drehten sich zu mir.

Francky nickte mir zu. Er organisierte eine Tombola, es ging darum, auf den Tag zu wetten, an dem der erste Schnee fallen würde. Der Sieger würde ein Fass Wein gewinnen. Das Fass stand auf einem Tisch, darüber die Definition: »Man kann sagen, dass es schneit, wenn die Schicht dicker als zwei Zentimeter und der Boden durchgängig bedeckt ist.«

Ich schrieb meinen Namen neben den 31. Dezember.

Und dann gingen die Gespräche weiter.

Philippe kam, er parkte seinen Pick-up links vom Schild, das Vorderteil am Blumenkübel. Ein Dienstfahrzeug, kakifarben, riesige Räder, ein Kotflügel und die beiden Stoßstangen verbeult.

Als er sah, worauf ich gesetzt hatte, lachte er mich aus und versicherte mir, der Schnee würde viel früher fallen. Vermutlich um den 20., man brauche sich doch nur das Fell der Tiere anzuschauen.

»Beim großen Umzug der Wagen wird alles weiß sein, das sage ich dir!«

Er setzte sich an seinen Tisch.

Früher hatte er sein Büro im Forsthaus gehabt, doch die Lawine hatte alles fortgerissen, die hübsche Bruchbude und ihren kleinen Zaun. Sie hatten das Archiv und die ausgestopften Tiere retten können. Sie hatten auch ein Herbarium bergen können, Hunderte von Aktenordnern gefüllt mit getrockneten Pflanzen und Blumen. Philippe hatte alles bei sich zu Hause in einem Raum im Keller zwischengelagert, der früher für die Zucht von Seidenraupen benutzt worden war.

Bis das Haus wieder aufgebaut worden war, benutzte er einen Tisch in der *Lanterne*, immer denselben, am großen Fenster, mit Blick auf die drei Räume und den Parkplatz.

Er ließ seine Stifte und Hefte in der Schublade. Durch eine stillschweigende Übereinkunft war der Platz für ihn reserviert. Wenn er nicht da war, blieb der Tisch frei.

Er nahm seinen Anstecker ab. Er fuhr sich mehrmals mit den Händen übers Gesicht. Ein paar Typen an der Bar warteten darauf, mit ihm sprechen zu können. Es war eine Frage der Geduld. Solange der Anstecker auf dem Tisch lag, näherte sich ihm niemand.

»Was möchtest du?«, fragte Francky ihn.

»Einen Kaffee ... Ein Zitronentörtchen, eine Scheibe Cake ... Nein, zwei ... zwei Scheiben ... und eine Kugel Eis.«

»Sorgen?«

»Nicht mehr als sonst.«

Die Kellnerin räumte die Tische ab und sang mit der Musik mit. Francky bedeutete ihr zu schweigen. Sie war ein ganz besonderes Mädchen. Die Haut einer Rothaarigen. Orange gefärbtes Haar. Sie hatte ein Bein aus Plastik, wodurch sie etwas hinkte.

Überall woanders hätte ein solches Mädchen lasterhafte Gedanken geweckt. Hier weckte sie Träume.

»Salut, schöner geheimnisvoller Mann ...«, sagte sie und stellte das Tablett vor Philippe.

Er blickte auf und lächelte, ohne etwas zu erwidern. Trotz dieses Beins, oder gerade wegen ihm, waren alle Männer in sie verliebt, in ihre Rüschenblusen, ihre Halsketten aus falschen Diamanten und diesen merkwürdigen, oben an ihrer Hüfte befestigten Schenkel, der ihr einen ganz persönlichen Charme verlieh.

Er verschlang eine Cakescheibe und dann die zweite. Das Törtchen, die Eiskugel, den Kaffee. Nach dem letzten Bissen saß er reglos da. Er sah abgespannt aus, hatte den müden Blick eines Menschen, der schlecht schläft.

Mit den Jahren hatte er den Schlafzimmerblick eines alten Cockerspaniels bekommen.

Philippe verwaltete den Nationalpark Vanoise, er schien

alles zu kennen, was in diesem Park lebte und kreierte, die Spuren, die Pfade, die Unterschlüpfen, die Tiere. Dass er hier geboren worden war, verlieh ihm eine natürliche Legitimität, die ich verloren hatte, als ich Le Val verlassen hatte.

Schließlich nahm er seinen Anstecker und hielt ihn ein paar Augenblicke in der Hand, bevor er ihn am linken Revers seiner Jacke befestigte. Das war das Zeichen. Ein erster Typ ging zu ihm, ein Stämmiger mit runden Augen, er schimpfte auf die Skipistengegner, die ihr Spruchband vor seinem Haus entrollt hatten.

Das war das einzige Gesprächsthema. Die Skipiste. Treffen hatten stattgefunden mit Partnern mit weißen Krügen, sie waren im September gekommen, Leute aus der Stadt, Bauunternehmer hatten mit Buck gesprochen, damit er seine Wiese verkaufte.

Sie würden mit Bulldozern kommen, noch bevor der erste Schnee fallen würde. Sie würden Felsen sprengen, eine erste Skihütte in der Nähe der Sablons errichten und Unterhaltung in dieses Reich bringen, das bisher keine gekannt hatte.

Andere Männer redeten mit Philippe. Wenn er konnte, gab er ruhig einen Rat. Manchmal gab er keinen. Nickte. Machte sich Notizen, bekritzelte die Ränder des Papiers.

Ich wartete, bis er fertig war, um mich zu ihm zu setzen. Auf dem Tisch Krümel des Törtchens, die Tasse, ein Stück Zucker.

»Es wird mächtig gewildert in der Gegend der Croue«, sagte er.

Die Croue ist eine wunderschöne Schlucht direkt über unserem früheren Haus. Er hatte Reifenspuren und Reste von Gerippen gefunden. Die Wilderer schlachteten die Jungtiere und die Mütter ab, manche waren schlechte Schützen, so dass die Tiere langsam und qualvoll verendeteten.

Er klappte sein Heft zu.

»Ich habe Geduld, es wird vielleicht den ganzen Winter dauern, aber ich werde diejenigen, die das getan haben, schnappen.«

Eine Frau kam herein, sie wollte den Schlüssel seines Hauses, um an die Herbarien zu kommen. Er kramte in seinen Taschen und holte einen Schlüsselbund heraus mit einem Schlüsselanhänger aus Glas, in das eine Kornblumenblüte eingeschlossen war.

»Hast du Nachrichten?«, fragte ich ihn, als ich seinem Blick begegnete.

Er schüttelte den Kopf.

»Wann, glaubst du, wird er da sein?«

»Keine Ahnung.«

Mit seiner Fingerspitze schob er einen Krümel in langsamen Spiralen über den Tisch. Er zeichnete einen Kreis mit dem Wasser, das auf den Tisch geschwappt war. Ich zeichnete eine Raute daneben. Als Kinder hatten wir das immer so gemacht. Derjenige, der nichts mehr zeichnen kann, verliert.

»Ich hoffe, dass er bald kommt.«

»Das hoffe ich auch.«

»Wie alt ist er jetzt?«

»Zweiundsiebzig.«

Wir hörten mit unserem Spiel auf. Philippe steckte sein Heft ein.

»Mach dir keine Sorgen.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Sah mich lange an.

»Du solltest Gaby besuchen.«

»Ich besuche Gaby.«

»Du solltest zu ihr gehen, dir die Zeit nehmen.«

»Ich war gestern bei ihr, wir haben das Sofa hineingetragen.«

»Aber du bist nicht geblieben. Du hast auf die Uhr geschaut. Das machst du immer ...«

»Hat sie dir das gesagt?«

Er nickte.

Ein Seufzer.

Unser Blick verlor sich draußen, der Parkplatz, die Autos und die Straße mit den schnurgeraden schwarzen Leitungen.

Diego kam mit seinem ganzen Angelzeug zurück.

Philippe's Telefon klingelte. Es war ein altes Modell mit der Musik der *Vier Jahreszeiten* von Vivaldi. Er stand auf, um das Gespräch anzunehmen.

Philippe hatte eine Leidenschaft für Wege. Mit zwanzig hatte er einen Weg für die Tiere angelegt mit Zugang zum Ufer, dem sich die Jäger nicht nähern durften. Anschließend hatte er im Gebirge kilometerlang einen Pfad vom Gestrüpp befreit, der angeblich der Wasserscheide entsprach.

Jetzt wollte er den genauen Weg rekonstruieren, den Hannibal genommen hatte, als er mit seinen Elefanten die Alpen überquert hatte. Diesen Pfad auszuschildern war zu einer Obsession geworden, er schwor, er würde erreichen, dass er damit in die wichtigsten Führer aufgenommen würde.

»Du siehst aus, als wärst du unter einen Zug gekommen«, sagte ich, als er das Gespräch beendet hatte.

»Das war Emma ... Sie bleibt in Dijon, ihre Mutter ist krank.«

»Du solltest ein paar Tage überleben können.«

»Ja, ja, mach dich nur lustig.«

»Ich mach mich nicht lustig.«

Er nahm sich eine Zigarette und riss ein Streichholz an. Ich blies es aus.

»In Bars wird nicht geraucht.«

Er riss ein neues an.

Ich blies es aus. Mehrmals. Schließlich platzte ihm der Kraken.

»Hör auf, das ist nicht lustig!«

Ich hörte auf.

Wir waren angespannt. Das war immer so, wenn wir uns wiedersahen, wir mussten uns erst wieder aneinander gewöhnen.

»Und Jean, was treibt er so?«

»Jean? Was soll er schon treiben?«

»Ich weiß nicht ... Ich habe ihn heute Morgen flüchtig gesehen.«

»Er treibt, was wir alle so treiben ...«

Ihm blieb keine Zeit weiterzusprechen. Die Tür hatte sich geöffnet. Ich spürte den Luftzug eiskalt im Kreuz.

»Dein Sohn«, sagte ich.

Yvon kam herein, eine Kamera in der Hand. Neunzehn. Groß, eine Bohnenstange mit schlurfendem Gang. Er kam zu mir und umarmte mich.

»Du bist gekommen. Das wusste ich nicht ... Wie lange bleibst du? Bist du Donnerstag noch da? Ich suche jemanden, der mich zum Holzeinschlag hinaufbringt.«

»Hast du Donnerstag keinen Unterricht?«, fragte Philippe.

»Es wird gestreikt.«

»Ich bin mit dem Zug gekommen, ich habe kein Auto.«

»Du kannst Emmas Wagen nehmen«, bot Philippe ihm an.
»Es ist ein Käfer, eine ziemliche Schrottkarre, aber für kürzere Strecken noch ganz brauchbar.«

Wir verabredeten uns für zehn Uhr vormittags. Er ging in den Raum daneben, in dem Flipperautomaten und Tischfußball standen.

»Was macht er mit dieser Kamera?«, fragte ich.

»Er ist im Abiturjahr, er hat Film gewählt ... Er hat beschlossen, den Verlauf der Skipiste zum Thema seiner Reportage zu machen. Danach will er nach Bangladesch. Dazwischen will er versuchen, das Abitur zu bestehen.«

»Er wird es bestehen.«

»Er hätte es schon letztes Jahr machen sollen. Ergebnis: durchgerasselt, nicht einmal die mündliche Nachprüfung geschafft.«

Ich fragte nicht weiter nach.

Fleischgeruch drang aus der Küche. Ich bedeutete Diego, mir einen Tisch fürs Abendessen zu reservieren.

Am Abend war ich müde, aß rasch zu Abend bei Francky und ging früh schlafen.

Ich dachte an die anderen Körper, die in diesem Bett gelegen hatten. An die Unbekannten im Schlafzimmer. Ich hatte das Gefühl, ihre Gerüche, ihre Feuchtigkeit wahrzunehmen.

Ich stand auf und bezog die Matratze mit einem zweiten Laken.

Als ich das Licht ausgemacht hatte, begann auf dem Speicher ein Tier herumzulaufen. Kleine schnelle Schritte, die mich nicht einschlafen ließen.

Mittwoch, 5. Dezember

Am Morgen waren Pfützen vor der Tür. Ringsum, überall, Ton in Ton, alle Grauschattierungen, das Gebirge, die Felswände, der Wald und die Straße.

Ich schaltete das Radio ein.

Ich trank meinen ersten Kaffee am Fenster.

Die Holzfäller waren alle gegenüber, im Speiseraum bei Francky. Ich sah die hellen Lichter und die gebeugten Gestalten. Der Bus wartete draußen. Der Fahrer im Innern. Diego lud die Wasserkanister und den Mittagsimbiss ein.

Ich schlug das Buch auf, schaltete den Computer ein und machte mich an die Arbeit. 1963, Christo ist in Paris. Ich fing an, die Periode zu übersetzen, in der er sein Konzept fand und seine ersten Objekte verhüllte.

Die Holzfäller gingen hinaus. Manche stiegen in den Bus, sie waren Hauer, Anschläger, Kranführer. Die anderen überquerten die Straße. Sie setzten die Maschinen in Gang. Ich hörte das Geräusch der Sägen auf der anderen Seite der Trennwand.

Jean kam. Er parkte seinen Jeep. Er trug dasselbe Jackenhemd wie am Tag zuvor. Ich hatte das Gefühl, dass er, als er ausstieg, zu meinem Fenster blickte.

Bei Tagesanbruch war das Gebirge rosa gefärbt. Um schneller mit der Arbeit voranzukommen, müssten die Wände dicker sein, es dürfte keinen Blick nach draußen und keine Personen zum Betrachten geben.

Ich las erneut das erste Kapitel, Christos Kindheit, Bulgarien, Wien.

1970. Der Künstler spannt einen safranfarbenen Stoff und verhüllt ein ganzes Tal im Bundesstaat Colorado. Stoff, empfindlich wie Haut. Tausende von Menschen reisen an, um es zu sehen.

Eines Tages verpackt er einen Baum.

Ich übersetzte ein Interview, in dem Christo erklärt, dass man die Dinge auch zeigt, indem man sie verbirgt.

Um elf Uhr erschien Francys Kellnerin auf ihrem Balkon. Wie am Tag zuvor schüttelte sie ihre Laken und Kissenbezüge aus.

Pierre rief an. Er fragte mich, wie weit ich sei. Ich erwiderte, es ginge voran. Ich zog die Vorhänge zu. Der Benzinlieferant füllte die Tanks an der Tankstelle. Ein Laster lud Stämme vor dem Sägewerk ab, Dutzende von Douglastannen, nackt, ohne Äste und ohne Rinde.

Am Nachmittag brachten sie die Bulldozer, zwei riesige Dinger, die sie am Ende des Geländes parkten. Sie stellten sie nebeneinander. Die Schilde zur Straße. Damit würden sie im Frühling die Piste planieren.

Ich ging nach draußen. Ich lief ein gutes Stück über die Brücke hinaus. Als ich zurückkam, sah ich den Volvo vor Gabys Haus. Ich klopfte. Leise. Ich öffnete die Tür. Sie döste auf dem Sofa vor sich hin. Ihre Hände lagen auf ihrem Bauch, ineinander verschränkt, sie hoben und senkten sich im Rhythmus ihres Atems.

Gaby öffnete die Augen einen Spalt.

»Ich bin eingeschlafen«, sagte sie.

Sie war von der Arbeit nach Hause gekommen, hatte geges-

sen, geschlafen, eine Folge von *Feux de l'amour* angeschaut und einen Pudding gekocht. Erneut geschlafen.

In einer Kiste lagen Äpfel. An der Kühlschrankschranktür Fotos. Der Motor ließ das Blech vibrieren. Die nördliche Wand war mit Pappe tapeziert, die mit Teer verstärkt worden war.

Auf dem Boden eine Ledertasche, neben der Spüle, mit offenem Reißverschluss, darin zerknitterte Kleidungsstücke.

»Das sind Ludos Sachen«, sagte sie.

Ludo war ihr Mann. Nicht sehr gesprächig, aber ein Vorstrafenregister so lang wie die Bibel. Den ersten Eintrag hatte er mit fünfzehn bekommen, als er ein Mofa geklaut hatte. Ein kleiner Gauner, aber kein schlechter Kerl. In einem bunten Rahmen stand ein Bild von ihm.

Gaby holte eine Schachtel Kekse mit Feigenfüllung aus dem Wandschrank. Sie legte die Schachtel auf den Tisch.

»Ich habe ihn gestern besucht.«

Die Besuchszeiten im Gefängnis waren streng geregelt. Sie durfte ihn einmal im Monat besuchen. Sie nahm einen Tag Urlaub, redete zehn Minuten mit ihm und kam mit schmutziger Wäsche zurück, die nach Knast stank. Wenn sie ihren Tag verpasste, musste sie einen Monat warten, bis sie ihn wieder besuchen durfte.

»Wann kommt er raus?«

»In sechs Monaten.«

Ich war Ludo ein paar Mal begegnet. Ein magerer Kerl mit schwarzem Schnurrbart und dunklen Augen.

Sie leerte die Tasche. Sie hatte auf alle Kleidungsstücke ein Etikett mit seinem Namen nähen müssen.

Ich blieb in der Ecke am Fenster stehen. Das Wasser, das vom Dach hereinsickerte, hatte rostige Furchen gebildet. Große Wasserflecken zogen sich bis zu den Wänden, die beim Trocknen rote Landschaften zeichneten.

»Ich frage mich, wie du dich an ein Leben hier drin hast gewöhnen können.«

»Ich habe mich nicht gewöhnt.«

»Das sind bald zwanzig Jahre ...«

»Gewohnheit entsteht nicht durch die Jahre.«

Sie aß einen Keks. Zwischen den Tischbeinen löste sich das Linoleum in großen Stücken.

»Und wodurch entsteht Gewohnheit?«

»Durch Verzicht.«

Mehr sagte sie nicht. Sie nahm einen zweiten Keks.

»Ludo sagt, wenn er rauskommt, werden wir ein Steinhaus haben, mit zwei Schlafzimmern, eins für uns und eins für die Göre.«

Ein Steinhaus, das war ihr Traum. Mit einem Ziegeldach und einem weißen Zaun. Das hatte sie sich immer gewünscht. Und soweit ich mich zurückerinnern kann, hatte Ludo es ihr immer wieder versprochen.

»Ludo verarscht dich.«

»Denk, was du willst.«

Sie stand auf und ging zur Spüle. Trank Wasser. Sie hatte Wurstfinger, und Fleischwülste schlossen sich über ihrem Trauring.

»Wirst du Curtil sagen, dass er noch in Varcès eingesperrt ist?«

»Mal sehen.«

Sie drehte den Kopf. Diego kam auf seiner Solex.

»Eine Silberforelle!«, sagte er und zog eine Forelle aus seiner Umhängetasche.

Er hatte sie am Morgen geangelt, ausgenommen, aber den Kopf und die große Gräte drangelassen. Er hielt sie hoch, den Zeigefinger wie einen Haken in eine Ohröffnung gesteckt.

Gaby drehte die Forelle in ihren Händen und schnüffelte an

ihr. Ihre Augen leuchteten. Sie wusste nicht, wie sie Diego danken sollte, daher gab sie ihm die feigengefüllten Kekse, alle, die noch in der Schachtel waren. Da er sie nicht nehmen wollte, schob sie sie ihm mit Gewalt in die Tasche.

»Ich werde versuchen, noch mehr zu fangen!«, versprach er, während er wieder zu seiner Solex ging.

Er musste heftig in die Pedale treten, damit der Motor ansprang. Er trug große Stiefel, und wir mussten lachen.

Wir sahen ihm nach.

Gaby legte die Forelle auf eine Platte. Sie spreizte die Finger, glänzende Schuppen klebten an ihren Handflächen. Im Külschrank lagen Karotten, Mortadella und jetzt diese große Silberforelle, die wie ein Mond glänzte.

Die Göre kam fünf Minuten, nachdem Diego gefahren war.

»Ich bin dem Indianer auf seinem Moped begegnet«, sagte sie und löste ihren großen Schal.

Gaby wollte ihr sofort die Forelle zeigen, sie nahm sie am Arm und zog sie mit sich.

Sie erstarrte.

»Bist du wieder am See gewesen!?!«

Sie riss ihr die Mütze vom Kopf. Unter der Wolle fielen die Haare herab, strohig, pitschnass.

»Was hast du bloß im Kopf?«

Die Hose war unten ebenfalls nass.

»Wer hat dich nach dort oben mitgenommen, hm, sag's mir!«

»Niemand.«

»Hat die Baronin dir das Pferd geliehen?«

Die Göre antwortete nicht.

Gaby drückte sie auf einen Stuhl. Zog ihr die Schuhe aus. Unter den Strümpfen waren die Füße blaugefroren.